

Juni 1917

Sechstes Heft

Die neue Rundschau

XXVIIIter Jahrgang der freien Bühne

Inhalt

Moriz Heimann, Politische Voraussetzungen etcetera
Hermann Stehr, Der Heiligenhof. Roman
Oskar Vie, Physiognomien der Kunsliteratur
Jakob Schaffner, Ich bin bei euch! Erzählung
Leo Tolstoj, Tagebuch
Theodor Däubler, Apenninische Nacht. Gedichte

Rundschau

Ferdinand Tönnies, Kommende Dinge?
Alfred Kerr, Bühnenvinter
Adolf Weißmann, Berliner Konzertwinter
Junius, Politische Chronik

Anmerkungen

Oskar Loerke, Phantasia / D., Die Teufel zu Mecheln

Vierteljährlich drei Hefte 7 Mark. Einzelhefte 2 Mark 50 Pf.

Berlin / G. Fischer / Verlag

Anmerkungen

Phantafus

Phantafus ist nach der Aussage seines Vaters Arno Holz die Urkunde einer Tat, die dem Satze des Kopernikus, daß die Erde sich um die Sonne drehe und nicht umgekehrt, an Bedeutung nichts nachgebe. Diese Tat war, die „Metrik“ in der deutschen Literatur zu zerbrechen und an ihre Stelle die „Rhythmik“ zu setzen. Oder: Determination statt Willensfreiheit! In einer Waagschale liegt unsere gesamte, seit Opiz von Holländern, Italienern, Spaniern, Franzosen, Römern, Griechen, Engländern, — Orient, Okzident und dem Auswurf aller Weltliteratur abhängige Dichtung, in der anderen liegt Phantafus.

Phantafus (erschienen im Insel-Verlag, Leipzig 1916, als ein wundervolles Druckwerk) ist ein gewaltiges Buch, beinahe einen halben Meter hoch und entsprechend breit. Jede Seite trägt gegen fünfzig nach der Mittelachse ausgerichtete Verszeilen, viele davon sind mit mehr als vierzig Silben gefüllt. Trotzdem haben wir knapp das erste Drittel einer ungeheuren Arbeit vor uns, eines „Lyrikons“, eines „Riesen-Nonplusultrapoems.“ Es will sein ein „majestätischst prophetischst tiefpurpurnst faltiges, immer wieder, wieder, wieder und wieder neugestaltiges, titanischst gigantischst kolossalischst wunderbares Weltlied.“ Es setzt sich zusammen aus Stücken im Umfange von fünf bis zu vielen Tausenden von Reihen.

Wir betrachten zunächst die großen, weil sie die Fundamente und Tragmauern des Gebäudes aufrichten. Die „777777 Kilometer langen Riesen-Bandwurm- und Schachtelhalmsätze“ verschlingen, obschon jeder über seine Wortlegionen hinweg den schlichten Regeln dessen, was wir bisher einen Satz nannten, einfach folgt, in einem Nebensatz ganze Helden-Opn, in einem

anderen Gargantua und Pantagruel, in einem dritten ganze Kochbücher, in einem vierten das Inhaltsverzeichnis einer naturwissenschaftlichen Bibliothek. Lange Tabellen von Eigenschafts-Fremdwörtern, durch nichts Geistiges verbunden, durch nichts getrennt, drängen heran, Lexika von Synonymen und Homonymen — „Geizhund, Geizhals, Geiztragen, Geizdrachen, Geizteufel, Geizhammel, Geizhamster“ heißt eine beliebige Zeile — stürzen hinein, Assonanzenreihen, ohrenbetäubende Masseln von Binnen- und Endreimen, Rudel von raffiniert ausgesuchten Dreisilbern oder Viersilbern, Meuten von Berlinismen, Kaskaden von vielsprachigen Redensarten, Zahlenungeheuer, so groß, daß keine Vorstellung sie mehr faßt, werden dazugeworfen, ganze Hefte von Daphnisliedern (die Strophe in eine einzige Zeile gepreßt) drängen sich ein, atemerstickende Einschübe und Unterbrechungen bohren sich zwischen zwei Gedankenstriche. Alles in einem Satze!

Durch unsre Betäubung hindurch ahnen wir außerordentliche Absichten. Alle technischen Mittel der Dichterschaft aus Morgen und Abend, mit Fleiß gesammelt und geordnet, mit Sorgfalt genutzt, mit Strenge beherrscht, mit starrem Willen durchgeführt, sollen die unendliche Fülle Stoffes künstlerisch bergen. Das sprachliche Material von der Zelle bis zum fertigen Gebilde in aller nur denkbaren Vielfalt ist Bruchstück eines Bruchstücks, das vielleicht der Strophe eines übergeordneten Gedichtes entspricht. Über dem Einklang der Laute und der Assoziation der Worte stehen die Verwandtschaften von Ding- und Eigenschaftsgruppen, Masse gegen Masse. Erlebnis wiegt gegen Erlebnis wie Reim gegen Reim, die Farbkraft eines geschichtlichen Zeitabschnittes gegen die eines anderen, Phantastik gegen Phantastik, Tiefe der Vergangenheit gegen Breite der

Gegenwart. Außerhalb dieser Gehalts-
sicherung gibt brutale Nüchternheit im
Ausdruck die harte Nähe, während ver-
schollene Manier und behutsame Zartheit
eine Perspektive ins Gemälde ziehen, und
so entsteht nochmals eine Gegensätzlichkeit.

Dermaßen etwa denkt Holz die Ein-
heit und Phantasia die Gleichzeitigkeit
im Weltbilde rhythmisch nachzubilden. Wir
geben ihm zu, daß dem Kosmos ein
an Mannigfaltigkeit unendlicher und an
Dauer unaufförllicher Rhythmus imma-
nent sei. Aber der Rhythmus der Sprache,
mit der wir ein Gleichnis des Kosmos
herstellen, ist erschöpfbar, und die Vokabeln,
aus denen sie sich zusammensetzt, haben
überhaupt keinen. Mag ferner jeder die
Sprache durchwaltende Gedanke unend-
lich sein und darum an der Uner schöpflich-
keit des Rhythmus teilhaben: ausgedrückt
ist er nur ein paar Worte lang, und sein
Rhythmus gewinnt entweder in den
paar Worten eine Gestaltung, oder er
geht verloren. Holz verwechselt in seinem
Bestreben, den Welt rhythmus einzufangen,
die Namen der Dinge mit ihnen selbst,
die Requisiten mit dem Drama, die Aus-
lagen mit dem Markt, den Knall mit der
Schlacht. Er behauptet die Metrik zum
Teufel gejagt zu haben. Wir wollen nicht
mit gleicher Unrichtigkeit behaupten, er
habe es mit der Rhythmik getan. Gebunden-
heit ist nicht Unfreiheit, Notwendigkeit
nicht Zwang. Vielleicht würde ein Nach-
geborener, der den „Phantasia“ mit an-
deren gleichzeitigen Dichtungen vergliche,
den Widerstreit: Metrik und Rhythmik
— gar nicht entdecken, dagegen, wenn er
ein Grobian wäre, die Struktur mancher
Stücke Holzens mit Bäumen vergleichen,
die Halme zum Stamm, Schiffschlote
zu Ästen und Wassertürme zu Zweigen
hätten. Kurz, verkehrte Mittel brachten
verkehrte Wirkungen hervor. Die durch-
weg epischen Grundlagen der umfang-
reicheren Gedichte — zum Beispiel der
Besuch in einer Dichterstube, die unge-
heuerliche Saunen- und Magenprüfung

des Freiers einer orientalischen Prin-
zessin — reichen nicht hin, die Berge von
Ausschweifungen zu tragen. Und der
Grundgedanke, die Phantasia könne alles
Wirkliche möglich und alles Mögliche
wirklich machen, ist durch den Irrtum
der Form verkleinert worden: die nimmt
von vielem nur ein Inventar auf.

Gleichwohl, in dem Chaos steckt auch
eine gelungene Schöpfung. Die kleinen
Stücke sind die großen. Nicht nur die
aus der früheren Ausgabe übernommenen,
auch die neuen grotesken und barocken.
Sie geben Seelen- und Zeitbilder aus den
jüngsten dreißig Jahren mit ungewöhn-
licher Schärfe und Glaubwürdigkeit. Hier
hat sich ein starker Arbeiterwille ans Werk
gemacht und ist von etwas Höherem über-
wältigt worden. Die Kraft der Flügel
trägt den Falken empor, und dann trägt
die Kraft des Auges die Welt empor.

Oskar Loerke

Die Teufel zu Mecheln

Die Teufel haben alte und intime Be-
ziehungen zur Stadt des Erzbischofs
Mercier; das erklärt vieles.

Es erzählt aber Reinmarus Valerius
in der „Chronyk van Mecheln“ (Mecheln,
ohne Jahr Seite 32. 158. 176): In
der Nacht vom 7. August des Jahres 1546
sei es geschehen, daß ein schreckliches Un-
wetter sich über die Stadt Mecheln ent-
lud und der Blitz in das Sandtor einschlug,
das damals als Pulverturm diente. Ein
furchtbarer Schlag ließ die Erde im
ganzen Umkreis schüttern, der Turm flog
in Tausenden von Stücken in die Höhe,
ein Regen von glühenden Steinen troff
auf die Stadt und zerschmetterte oder
beschädigte viele hundert Häuser. Die
Stadtgräben waren ausgetrocknet und die
Fische fand man gekocht und gebraten
umherliegen. Auch blieben mehr denn
vierhundert Menschen gleich tot, viele
andre starben bald nachher an ihren
Wunden, eine ganze Menge trug als